

(Nachdruck verboten.)

601

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geß.

Jemand griff die Mutter an die Schulter und neben ihr stand Sophie, ohne Hut, mit aufgelöstem Haar; sie stützte einen jungen Burschen, der fast noch Knabe war. Er wischte mit der Hand sein zer Schlagenes, blutbeslecktes Gesicht ab und murmelte mit zitternden Lippen:

„Lassen Sie . . . es ist nichts . . .“

„Nehmen Sie sich seiner an . . . führen Sie ihn nach Hause zu uns . . . Da ist ein Tuch . . . verbinden Sie sein Gesicht!“ sagte Sophie schnell, legte die Hand des Burschen in die der Mutter und lief weiter, indem sie rief:

„Gehen Sie schnell fort . . . Sie werden sonst verhaftet! . . .“

In allen Richtungen eilten die Menschen auf dem Kirchhof auseinander, hinter ihnen gingen mit schweren Schritten zwischen den Gräbern die Polizisten, die sich ungeschickt in ihren Mantelschößen verwickelten, schimpften und die Säbel schwingen. Der Bursche begleitete sie mit einem Wolfsblid.

„Kommen Sie schnell!“ rief die Mutter leise und wischte dabei mit dem Tuch sein Gesicht ab.

Er spuckte Blut und murmelte:

„Machen Sie sich keine Sorge . . . es tut nicht weh . . . Er hat mich mit dem Säbelgriff . . . über das Gesicht und den Kopf geschlagen . . . Nun, ich hab' ihn auch . . . wie hab' ich ihn mit dem Stock verhauen! . . . Hat sogar gerüllt! . . .“

„Schnell!“ drängte die Mutter und schritt geschwind zu der kleinen Pforte in der Kirchhofseinfriedigung. Es war ihr, als wenn dort vor dem Baum im Felde die Polizei sich verstopft hätte und sie erwartete, und sobald sie hinauskämen, würde man sich auf sie stürzen und sie schlagen. Als sie aber vorsichtig die kleine Tür geöffnet hatte und auf das Feld blickte, das in das graue Gewebe der Herbstdämmerung gekleidet war, beruhigten die Stille und Menschenleere sie sofort.

„Kommen Sie her, ich will Ihnen das Gesicht verbinden!“ jagte sie.

„Ist nicht nötig . . . ich schäme mich auch so nicht!“

Die Mutter verband schnell die Wunde. Der Anblick des Blutes, des frischen, purpurroten, erfüllte ihre Brust mit Mitleid, und als ihre Finger die warme Feuchtigkeit fühlten, erzitterte sie vor Schreck. Sie führte den Verwundeten schweigend und schnell über das Feld, indem sie seine Hand festhielt. Er machte seinen Mund frei und sagte lächelnd:

„Aber wohin schleppen Sie mich denn, Genosin? Ich kann alleine gehen! . . .“

Sie sah aber, daß er schwankte und unsicher auftrat. Mit schwächer werdender Stimme fuhr er fort:

„Ich bin der Klempner Zwan . . . und wer sind Sie? Wie waren unserer drei im Kreise Jegor Zwanowitschs . . . drei Klempner . . . im ganzen aber elf . . . Wir haben ihn sehr geliebt . . . Gott hab' ihn selig! . . . Wenn ich auch nicht an Gott glaube . . .“

In einer Straße mietete die Mutter einen Wagen, setzte Zwan hinein und flüsterte ihm zu:

„Jetzt schweigen Sie . . .“ Sie hüllte seinen Mund in das Tuch ein.

Er erhob die Hand zum Gesicht und konnte den Mund schon nicht mehr frei machen, die Hand fiel kraftlos auf die Knie. Trotzdem murmelte er durch das Tuch hindurch weiter:

„Diese Schläge vergeße ich Euch nicht, meine Lieben . . . Vor ihm hat sich der Student Titowitsch mit uns beschäftigt . . . mit Nationalökonomie . . . er war sehr streng . . . und langweilig . . . dann wurde er verhaftet . . .“

Die Mutter umarmte Zwan, legte seinen Kopf an ihre Brust, und der Bursche wurde plötzlich schwer und schwieg. Halb tot vor Angst blickte sie finster zur Seite; es war ihr so, als wenn wieder Polizisten um die Ecke gelaufen kämen.

„Hat er einen genommen?“ fragte der Kutscher, sich auf dem Vock umwendend, mit gutmütigem Lächeln.

„Hat sich vollgeoffen!“ erwiderte die Mutter seufzend.

„Ihr Sohn?“

„Ja, er ist Schuster . . . und ich bin Köchin . . .“

„Blaßg Dich ab, nicht wahr?“

Die Peitsche schwingend, wandte sich der Kutscher wieder um und fuhr leiser fort:

„Weißt Du, da auf dem Kirchhof war eben eine Schlägerei! . . . Man hat nämlich einen Politischen begraben . . . von denen, die gegen die Obrigkeit sind . . . Solche haben ihn auch begraben, wohl seine Freunde . . . na, und da schrien sie los: „Nieder mit der Obrigkeit, sie macht das Volk unglücklich“ . . . Die Polizei schlug drein . . . soll einige totgeschlagen haben . . . Na, bei der Polizei hat's auch was gesetzt . . .“ Er schwieg, schüttelte traurig den Kopf und sagte in sonderbarem Ton:

„Lassen nicht einmal die Toten in Ruhe . . . wecken die Verstorbenen auf . . .“

Die Droschke hüpfte zitternd über die Steine hin, Zwan Kopf stieß weich gegen die Brust der Mutter. Der Kutscher murmelte halb umgewandt nachdenklich:

„Da geht eine Erregung durchs Volk . . . und Unordnung stellt sich ein . . . ja. Gestern Nacht sind zu unserm Nachbar Gendarmen gekommen, haben bis zum Morgen herumgestöbert und dann einen Schmied mitgenommen. Es heißt, sie führen ihn nachts zum Fluß . . . und ertränken ihn heimlich. Der Schmied war gar nicht übel, ein verständiger Mann . . .“

„Wie hieß er?“ fragte die Mutter.

„Der Schmied? Sjaweli, mit Spitznamen Jewtschenka. War noch jung, hatte aber schon viel begriffen . . . Das scheint jetzt aber verboten zu sein! . . . Er kommt mal zu uns und sagt: „Was führt Ihr für ein Leben, Kutscher?“ Gewiß, sagen wir, unser Leben ist schlimmer als ein Hundeleben . . . ja . . .“

„Galt!“ rief die Mutter.

Zwan erwachte von dem Stoß und stöhnte leise

„Es hat den Burschen untergeknickt!“ bemerkte der Kutscher. „Ach, Du Schnaps, mein liebes Schnäpschen . . .“

Mühsam stellte Zwan die Füße, schritt, mit dem ganzen Körper schwanfend, über den Hof und sagte:

„Laßt nur . . . ich kann schon . . .“

Sophie war bereits zu Hause, sie kam ihnen hastig und erregt mit einer Zigarette entgegen.

Nachdem sie den Verwundeten aufs Sofa gepackt, löste sie geschickt den Verband von seinem Kopf und traf ihre Anordnungen, indem sie vor dem Zigarettenrauch mit den Augen blinzelte.

„Zwan Danilowitsch, da hat man jemand gebracht . . . Sind Sie müde, Nilowna? Sind Sie erschreckt, ja? Nun, ruhen Sie sich aus . . . Nikolaj, gib Nilowna schnell Tee und ein Glas Portwein!“

Die Mutter war von den durchlebten Ereignissen betäubt, sie atmete schwer und fühlte in der Brust ein schmerzhaftes Stechen. Sie murmelte:

„Meinetwegen machen Sie sich keine Mühe . . .“

Und dabei heischte ihr ganzes Wesen Aufmerksamkeit und ruhige Zärtlichkeit.

Aus dem Nebenzimmer kam Nikolaj mit verbundener Hand und der Doktor Zwan Danilowitsch, ganz zerzaust und borstig, wie ein Igel. Er trat schnell zu Zwan, beugte sich über ihn und sagte:

„Wasser, viel Wasser . . . reine Leinenlappen, Watte . . .“

Die Mutter bewegte sich zur Küche, aber Nikolaj faßte sie mit der linken Hand am Arm, führte sie zum Ezzimmer und sagte freundlich:

„Das gilt nicht Ihnen, sondern Sophie . . . Sind sehr erregt, liebe Frau, was?“

Die Mutter begegnete seinem unverwandten, teilnehmenden Blick und rief mit Schluchzen, das sie nicht unterdrücken konnte:

„Wie war das schrecklich! . . . Sie haben scharf gehauen . . . die Menschen mit Säbeln gehauen!“

„Ich hab's gesehen!“ sagte Nikolaj, reichte ihr Wein und meinte zustimmend: „Beide Seiten waren etwas hibig . . . aber beinruhigen Sie sich nicht, sie haben mit der flachen

Ringe dreingeschlagen, und ernsthaft verwundet scheint nur einer . . . den haben sie vor meinen Augen gehauen, und ich hab' ihn aus dem Gedränge gezogen . . ."

Nikolajs Gesicht und seine Stimme wie auch die Wärme und das Licht im Zimmer beruhigten Frau Wlassow. Mit einem dankbaren Blick fragte sie:

"Hat man Sie auch geschlagen?"

"Das habe ich wohl selbst getan . . . bin unvorsichtig mit der Hand gegen etwas gestoßen und habe mir die Haut aufgerissen. Trinken Sie Tee . . . es ist kalt, und Sie sind leicht gekleidet . . ."

Sie streckte die Hand nach der Tasse aus und sah, daß ihre Finger mit geronnenem Blut bedeckt waren; unwillkürlich ließ sie die Hand auf die Knie sinken, ihr Kopf war feucht. Mit weitgeöffneten Augen schaute sie auf ihre Finger; in ihrem Kopf drehte sich alles und in ihrem Herzen hämmerte es:

"Da . . . da . . ." so werden sie eines Tages auch Pawel behandeln . . ."

Zwan Danilowitsch trat in bloßer Weste, mit aufgeträmpelten Hemdsärmeln ein und sagte auf die schweigende Frage Nikolajs mit seiner dünnen Stimme:

"Im Gesicht eine unbedeutende Wunde, aber ein Schädelbruch, wenn auch nicht schlimm . . . Der Bursche ist gesund . . . hat aber viel Blut verloren . . . Wollen wir ihn ins Krankenhaus bringen?"

"Warum? Mag er doch hier bleiben!" rief Nikolaj.

"Heute geht es . . . meinetwegen auch morgen, aber dann ist es für mich bequemer, wenn er im Krankenhause liegt. Visiten zu machen, habe ich keine Zeit! Du schreibst eine Notiz über die Vorfälle auf dem Kirchhof?"

"Natürlich!" antwortete Nikolaj.

Die Mutter stand leise auf und ging in die Küche.

"Wohin wollen Sie, Nilowna?" hielt er sie unruhig zurück.

"Sophie kommt allein zurecht!"

Sie blickte ihn an und erwiderte zitternd, mit einem unwillkürlichen, sonderbaren Lächeln:

"Ich bin voll Blut . . . ganz voll Blut . . ."

Während sie in ihrem Zimmer umkleidete, dachte sie noch einmal an die Ruhe dieser Menschen, an ihre Fähigkeit, schnell mit schrecklichen Erlebnissen fertig zu werden.

Das ernüchterte sie und verschleuderte die Furcht aus ihrem Herzen. Als sie ins Zimmer trat, wo der Verwundete lag, beugte sich Sophie über ihn und sagte zu ihm:

"Dummheiten, Genosse!"

"Aber ich falle Ihnen zur Last!" erwiderte er schwach.

"Schweigen Sie, das ist Ihnen nützlicher . . ."

Die Mutter trat hinter Sophie, legte die Hände auf ihre Schulter, blickte lächelnd in das blasse Gesicht des Verwundeten und erzählte, wie er im Wagen phantasiert und sie durch seine unvorsichtigen Worte erschreckt hätte. Zwan hörte zu, seine Augen brannten fieberhaft, er schmauchte mit den Lippen und rief bisweilen leise und verwirrt:

"Ach, was bin ich für ein Schafskopf! . . ."

"Nun, wir lassen Sie allein!" erklärte Sophie, nachdem sie die Bettdecke zurecht gezogen hatte. "Ruhen Sie sich aus . . ."

Beide gingen ins Schlafzimmer, unterhielten sich dort lange mit gedämpfter Stimme über die Tagesereignisse, und dieses Drama erschien ihnen schon wie etwas Fernliegendes; sie blickten zuberichtlich in die Zukunft und überlegten mutig die Arbeit des nächsten Tages. Ihre Gesichter waren müde, aber ihre Gedanken frisch, und indem sie über ihre Aufgabe sprachen, verbargen sie nicht ihre Unzufriedenheit mit sich selbst. Der Doktor rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her, dämpfte mühsam seine feine, scharfe Stimme und sagte:

"Propaganda, nur Propaganda! Das genügt nicht. Die jungen Arbeiter haben recht! Wir müssen die Agitation auf breitere Basis stellen . . . Die Arbeiter haben recht, sage ich nochmals . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Gestalt der Blitze.

Die schaurig-schöne Erscheinung des Blitzes mußte im Menschen den Wunsch rege machen, sie genauer zu erforschen. Aber dem standen große Schwierigkeiten im Wege. Zwar erfuhr man im Laufe der Entwicklung unserer physikalischen Kenntnisse, daß der Blitz ein Vorgang elektrischer Natur ist, daß sich in ihm ein Ausgleich der positiven und der negativen Elektrizität vollzieht, aber der Gradunterschied zwischen dem gewaltigen Blitz der Natur und

den Blitzen, die wir in unseren physikalischen Laboratorien oder in den technischen Anlagen für Elektrizität hervorbringen, ist ein so großer, daß man nicht ohne weiteres alle Erfahrungen der letztgenannten Art auf die Naturerscheinung übertragen durfte, daß man die Eigenschaften des Blitzes eben nur am Blitz selbst studieren konnte. Das ist nun zunächst durch die Gefährlichkeit des Blitzes sehr erschwert; man gefährdete das Leben, wenn man ihn sich gar zu nahe kommen ließ. Aber auch dann, wenn man den Blitz aus größerer Entfernung betrachtete, konnte man nicht zu genaueren Kenntnissen kommen. Denn es handelt sich um eine so sehr schnell vorübergehende Erscheinung, daß man während des Vorganges keine genaueren Betrachtungen anstellen konnte. Dazu kommt, daß die Helligkeit des Blitzes im Verein mit seiner Blöhllichkeit den Beobachter blendet, so daß dieser oft überhaupt keine wirklich zutreffenden Beobachtungen machen kann. In neuerer Zeit hat aber die Wissenschaft und Technik dem Menschen ein wichtiges Hilfsmittel des Studiums und der Beobachtung gegeben, nämlich die Photographie. Sie erweist sich in vielen Fällen als ein neues Auge, das von manchen Unzulänglichkeiten unserer natürlichen Augen frei ist. Die photographischen Aufnahmen sind nicht so vergänglich wie die vom Blick des Menschen wahrgenommenen Eindrücke, sondern sie verbleiben dauernd zu beliebig wiederholter und ausgedehnter Betrachtung; die photographische Platte wird nicht geblendet wie das Auge des Menschen, sondern empfindungslos und völlig objektiv gibt sie wieder, was ihr dargeboten worden; und endlich ist die photographische Platte wirklich eindrucksfähiger als unser Auge, viele Gegenstände, die zu klein oder zu lichtschwach sind, als daß sie vom Auge wahrgenommen werden könnten, werden von der photographischen Platte noch aufgenommen; manche Sterne z. B. sind erst durch die Photographie entdeckt worden, weil sie auch durch unsere stärksten Fernrohre uns nicht sichtbar gemacht werden konnten, während die modernen photographischen Platten sie deutlich erkennen lassen. So hat denn auch beim Blitz die Photographie uns Kenntnisse erschlossen, die unserem Auge unerreichbar bleiben müßten. Zwar nicht alle Blitzformen waren bisher der Photographie zugänglich, namentlich waren es nicht die Flächen- und die Kugelblitze. Die photographische Aufnahme von Blitzen erfolgt gewöhnlich in der Art, daß man in einer Nacht, in der ein Gewitter zu erwarten ist oder schon begonnen hat, eine photographische Camera geöffnet, aber vor jedem schädlichen Licht geschützt aufstellt; in der Dunkelheit der Nacht ist dann die Platte vor jeder verderblichen Beschädigung sicher, nur wenn ein Blitz in so ungünstiger Richtung zuckt, daß er auf die Platte wirken kann, photographiert er sich selbst. Man ist freilich hierbei sehr vom Zufall abhängig, aber bei der doch im allgemeinen größeren Zahl von Blitzen, die sich bei jedem Gewitter bilden, ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß einer oder mehrere zur Aufnahme gelangen. Flächen- und Kugelblitze sind aber so seltene Erscheinungen, daß bisher noch kein günstiger Zufall ihre photographische Aufnahme herbeigeführt hat; man muß abwarten, bis gutes Glück auch dies zuwege bringt, und mit der zunehmenden Zahl von Versuchen, die zur Blitzphotographie angestellt werden, wächst auch die Wahrscheinlichkeit und die Hoffnung, Kugel- und Flächenblitze photographiert zu sehen.

Linienblitze aber sind mehrfach photographiert worden. Die erste Aufnahme glückte vor einer Reihe von Jahren, als man in einer Gewitternacht an einem Fenster des physikalischen Instituts der Universität Berlin eine geöffnete photographische Camera aufstellte, und schon diese erste Aufnahme lehrte so viel neues, daß eine Reihe folgender Blitzphotographien dem nichts wesentliches zufügen konnte. Wir nahmen nach dem Eindruck, den der Blitz auf unser Auge macht, gewöhnlich an, daß er in Zickzackform herniederfährt; diesen Eindruck hatten die Beobachter so oft und so ausnahmslos, daß man sogar Theorien aufstellte, die die Zickzackform, das jähe Abweichen von der einmal eingeschlagenen Richtung erklären sollten. Man sagte, durch den Blitz werde während eines Teils seiner Bahn die in dieser Richtung vor ihm liegende Luft so verdichtet oder so erwärmt, daß sie dem Weiterschreiten der elektrischen Entladung einen sehr großen Widerstand bietet, so daß sie sich nach einer anderen Richtung wendet, in der der Widerstand geringer ist. Nun hat die photographische Platte aber gezeigt, daß der Blitz sich gar nicht zickzackförmig entladet, sondern in einer leicht wellenartig gebogenen Form, etwa wie der Lauf eines Flusses. Man hatte auch nur eine einzige Entladungslinie bei jedem Blitz gesehen. Auf der Photographie aber zeigt sich eine Anzahl von dünneren, ebenfalls wellenförmigen Nebenlinien neben dem Hauptstrahl, etwa wie die Nebenflüsse eines Stromes. Der Gesamteindruck, den man so von dem Bild des Blitzes bekommt, ist wirklich der, als ob man auf einer Landkarte einen Flußlauf mit seinen Nebenflüssen sähe, und von dem landläufigen Zickzackblitz ist dort schlechtin nichts zu bemerken. Außerdem zeigt der photographische Blitz eine ganz eigenartige Struktur: Der Hauptstrahl zeigt eine Aufeinanderfolge paralleler, wagerechter dunkler Linien. Ueber die Bedeutung dieser Linien hat man noch nicht zur Klarheit kommen können. Dies ist auch um so schwerer, als man ja nicht weiß, ob sie wirklich dem Blitz angehören oder sich in der dem Blitz benachbarten Luftschicht bilden; ja, es ist sogar möglich, daß sie durch irgend eine in der chemischen Natur der Platte liegende Ursache sich erst auf dieser bilden — auch optische Erscheinungen könnten noch in Frage kommen —, so daß dann also die Linien weder dem Blitz noch seiner Umgebung angehören, sondern nur auf der Platte existieren würden. Jedenfalls ist die Fülle der Möglichkeiten so groß, daß sich bisher unter ihnen keine erwies, die eine plausible, mit anderen bekannten Tatsachen vereinbare Erklärung hätte geben können.

Während man noch mit solchen Erklärungsversuchen beschäftigt war, wurde vor nicht langer Zeit eine andere Wlikaufnahme gemacht, die wieder neue Rätsel zu lösen gibt. Auf ihr zeigt sich nämlich nebeneinander eine Reihe von hellen Linien, also Wlielinien, die sämtlich von derselben Wolke ausgehen; die erste dieser Linien erstreckt sich zu einer gewissen Tiefe, die nächste etwas weiter nach unten, und so jede nächste immer tiefer, bis endlich die letzte die Erde erreicht. Es macht also ganz den Eindruck, als hätte der Wli mehrere tastende Versuche gemacht, zur Erde zu gelangen und die Ausgleichung der Elektrizitäten herbeizuführen, die alle mißlingen, aber von denen dem Resultat näher kam, bis schließlich das Ziel erreicht wurde. Hier steht die Wissenschaft ebenfalls vor etwas bisher noch Unklärbarem, und vermutlich wird die Aufklärung nicht früher gegeben werden können, bis mehr solcher Wlikaufnahmen existieren, die in ihren Gleichartigkeiten und in ihren Verschiedenheiten so Charakteristisches bieten, daß man daraus irgend welche Schlüsse ziehen kann.

Inzwischen ist aber eine Wlikaufnahme geglückt, aus der man Zahlenangaben über die Gestalt des betreffenden Wlihes herleiten konnte, nämlich über seine Breite. Der in St. Gilgen am Wolfgangsee photographierte Wli erreichte zunächst dadurch Erstaunen, daß er den Eindruck machte, als wäre seine Bahn eine völlig geschlossene Schleife gewesen. Das war natürlich unmöglich, sondern der Wli hatte einen schraubenförmigen Weg zurückgelegt, und nur, weil die in verschiedenen Entfernungen von der Platte, aber in einer Richtung zu ihr befindlichen Punkte der Wlibahn auf der Platte denselben Punkt belichtet hatten, schien es, als wäre der Wli in sich selbst zurückgekehrt. Durch den Wli war aber die ganze Gegend so stark belichtet worden, daß man auf dem Wlilde deutlich die Stelle erkennen konnte, an der der Wli eingeschlagen hatte; hiernach konnte man am nächsten Tage die wirkliche Einschlagstelle im Gelände feststellen. Aus der Entfernung dieser Stelle von der photographischen Kamera und aus der Breite des Wlihbildes auf der Platte konnte man die Breite des reellen Wlihes berechnen; sie ergab sich zu 15 Metern. Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß hell beleuchtete Körper auf dunklem Hintergrunde dem menschlichen Auge breiter erscheinen, als sie wirklich sind; aus diesem Grunde erscheint z. B. eine Hand in weißen Handschuhen größer als sie wirklich ist. Derselbe Vergrößerung oder Verbreiterung des hellen Gegenstandes tritt auch auf der photographischen Platte zutage, und man muß deshalb annehmen, daß das Wlildes auf der Platte eine größere Breite besaß, als ihm nach der reellen Breite des Wlihes eigentlich zukam. Wenn man nun selbst annimmt, daß diese Verbreiterung des Wlildes ein Drittel des Bildes selbst betragen hat — und größer braucht man sie nach sonstigen Bestimmungen dieser scheinbaren Verbreiterung nicht zu veranschlagen —, so wäre der Wli doch immer noch zehn Meter breit gewesen. Hiernach wäre also die Bezeichnung „Linienwli“ eigentlich nicht zutreffend, denn eine zehn Meter breite Fläche wird niemand als Linie bezeichnen wollen. Aber auch hier müssen weitere, freilich vom Glückszufall abhängige Beispiele erweisen, ob es sich um eine allgemeine Erscheinung handelt, oder etwa um einen durch ganz besondere Umstände herbeigeführten Ausnahmefall. Ueberhaupt darf man nicht außer acht lassen, daß man zwei Arten von Gewittern unterscheidet, die Winter- und die Sommergewitter. Die ersteren sind bei uns seltener, aber je weiter man nach Norden geht, um so häufiger sind sie, und im hohen Norden sind sie häufiger als die Sommergewitter. Diese unterscheiden sich aber in ihren Ursachen wesentlich von den Wintergewittern, und es ist wohl möglich, daß auch die Wlihe beider Gewitterarten sich sehr voneinander unterscheiden. Darum wird man die Ergebnisse der Aufnahmen von Wlihen der Sommergewitter nicht ohne weiteres auf die der Wintergewitter übertragen dürfen, sondern Aufnahmen von Wlihen jeder Art zu gewinnen suchen müssen. Aber schon jetzt sind unsere Anschauungen von der Gestalt der Wlihe durch die Photographie sehr geändert worden, und hier ist der Weg gewiesen, auf dem man zu weiterer Aufklärung gelangen kann.

H. G.

Kleines feuilleton.

Theater.

Neues Theater: Ihabaträhe, Drama in zwei Akten von Julius Werfel; Liebe, Komödie in einem Akt von Gustav Wied. Neben der Titelheldin mit dem indischen Namen figurieren in dem Personenverzeichnis des „Dramas“ noch „ein Verschnittener“, „der Sklave“ und „der Peitschenmeister“; und als Refrain kehrt in dem Dialoge stimmungsvoll fortwährend das Wort „peitschen“ wieder. Peitschen lassen können, ist Werfels orientalisches aufgeputzten Marionetten, deren abstoßende Widerlichkeit nur noch von ihrer hölzernen steifen Unnatur übertroffen wird, Ausdruck und Symbol des höchsten Glückes, von dem sie deklamieren, — der Macht, Patschuli und Blutgeruch fließen zu einer angenehmen Atmosphäre zusammen. Unverdaute Reminiszenzen aus Nietzsche und aus Wildes „Salome“ scheinen da in einem leeren Raum der Phantastie als erzeugende Mächte gewirkt zu haben. Von irgendeiner gegenständlichen Veranschaulichung, durch welche auch das Abscheuliche als ein mit künstlerischer Wahrheit wiedergegebenes menschliches Dokument auf der Bühne Interesse ge-

winnen könnte, ist keine Spur zu sehen. Besagte Prinzessin Ihabaträhe vertreibt sich im ersten Akt die Zeit, indem sie einen gepeitschten Sklaven unter Drohungen, daß sie ihn gleich wieder schlagen lassen könne, zu Liebesexerzitien animiert und dabei schließlich selbst noch animierter wird u. s. w. Im zweiten Aufzuge hat es der Jüngling als erklärter Favorit so weit gebracht, daß er beinahe schon andere prügeln lassen darf und möchte nun, bestraucht von so erhabenem Aufstieg, gleich König, Oberpeitschenmeister des ganzen Reiches werden. Die Prinzessin aber, der er sein Programm in langer Rede vorträgt, freut sich über die Gelegenheit, dem hochmütig gewordenen Spielzeug ihrer Laune ihre eigene Macht leibhaftig vorzudemonstrieren. Sie ruft den Sklavenhütten und gibt frohlockend Befehl, den Günstling totzupeitschen. Zum Glück war der zweite Akt der letzte, die Geduld des resigniert ausstarrenden Publikums hätte länger doch wohl kaum vorgehalten. Christians und Jenny Reingruber mühten sich in den Hauptrollen redlich, aber für eine von vornherein verlorene Sache.

Der Einakter des Dänen Gustav Wied wirkte nach dieser Pein direkt erfreulich. Die bedeutungsreiche, hinterhältige Ironie, die humorvoll distrierte Charakteristik, die feine Stimmungsmalerei in des Dichters meisterlicher, neuerdings auch von der „Freien Volkshühne“ aufgeführten Komödie „Abrechnung“ darf man hier allerdings nicht als Vergleichungsmaßstab anlegen. Das Stückchen baut sich auf den amüsanten Gedanken auf, daß ein ausbündig profanischer, gefräßiger Bauernjunge, indem er den Selbstmörder aus unglücklicher Liebe mimt, seinen Nebenbuhler aussticht und die Braut heimführt. Aber der Verfasser hat gar nicht erst den Versuch gemacht, sich auf eine psychologisch entwickelnde Durchführung des Themas einzulassen. Er schlachtet den Einfall zu einigen Possenszenen und drastischen Karikaturen aus, die nur im Augenblick zum Lachen reizen wollen und in geschickter Bühnendarstellung auch diesen Zweck erreichen. Christians, Schrotz, Schwaiger, Parow, Stange, Schindler, wie die Damen Marie Glümer, Meta Jäger, Paula Lebermann gingen durchweg in bester Laune auf den derben dreifach unterstrichenen Ton des Ganzen ein, die gut arrangierten Ensemble-szenen des Erntefestschmauses, die freundliche Dekoration der Bauernstube unterstützten den behaglichen Eindruck. Am meisten Geiterkeit erregte Christians pausbadiger Liebesheld, als er, losgeschritten aus der ungefährlichen Schlinge ein Gegenstand des Mitleids und der Bewunderung, zur Tür hereingeführt wird und nach einigen höchst drolligen Genidverrenkungen sofort zu seiner Lieblingsbeschäftigung des Futterns zurückkehrt. Sehr lustig war auch der Wettstreit der Mädchen, um den durch seine romantisch Seelentiefe plötzlich so Begehrtenwerten.

Kammerspiele: Liebele, Schauspiel von Ariz Schnitzler. Von allen Stücken Schnitzlers hat dieses Drama von der tief innerlichen, heikommenen und dann jählings zum Tode verlegten Liebe eines echten Herzens immer noch den reinsten und vollsten Akord. Wie viel anderes ist seit zehn Jahren und mehr gekommen und wieder vergessen worden. „Liebele“ behauptet noch immer seinen ursprünglichen Wert. Die beiden Welten, die hier gegenübergestellt sind, bestehen ja weiter: das tadelnde Geniezen lebensüchtiger Bourgeoisjöhne, denen die Liebe des süßen Wiener Mädels eine Erholung, ein Amusement wie ein anderes ist, und das erste Erleben und das Ganzergriffenwerden von der ersten jugendfrischen Liebe, wie sie in der Musikertochter verkörpert ist. . . . In keinem anderen der wienerischen Dramen Schnitzlers ist soviel Lokalkolorit, soviel mitbewingende Stimmung und Thril wie in diesem. Für die Kammerspiele, die die intimere Reize pflegen wollen, war darum eine Wiederaufführung der „Liebele“ wohl angebracht. Was verständnisvolle Inszenierung, die mit den Mitteln nicht zu sparen braucht, zu leisten vermag, war aufgeben. Aber die Menschen, die in der vornehmen Studentenbude und in dem traulichen Zimmer des alten Weiring agierten, trafen nicht alle den richtigen Ton. Das speziell Wienerische, das Weiche, Leichte fehlte bei Fritz Lohheimer, mit dem eine neue Kraft, Herr Eugen Dumont sich einfuhrte, gänzlich. Und Fräulein Höflich war viel zu norddeutsch, scharf und robust für die Liebe, innige, schwärmerische Christine. In der Schlüsszene des letzten Aktes, da sie erfährt, daß ihre ganze Hingebung, ihre Liebe, die ihr ein und alles war, einem Phantom galt, gewann die Christine in der Darstellung Fräulein Höflichs Kraft und Größe der Leidenschaft und ihr Schrei erschütterte. Ob aber diese laute Anklage nicht auch wienerisch gedämpft besser gelungen hätte? Der lustige junge Mann aus gutem Hause, Theodor, wie ihn Herr Eckert aufstapelt, die etwas lärmige Wizi Schläger des Frl. Berger, der milde, alles verstehende Vater Weiring in Pagahs Charakterisierung paßten eher zu dem Wlilde, das sich bei uns für Schnitzlers Stimmungs-drama gebildet hat.

Aber wenn wir ganz offen sein sollen, sei es unmißwunden gesagt: wir haben im ganzen bessere Aufführungen gesehen an Theatern, die nicht den Ehrgeiz der Kammerspiele hatten. —r.

Archäologisches.

Settische Altertümer. Seitdem Hugo Winkler durch seine im vorigen Jahre in Boghazköi (Kleinasiens) gemachten Funde den Nachweis erbringen konnte, daß der Ort 1400 bis 1700 v. Chr. die Hauptstadt der Settiter, eines vorderasiatischen Volkes, dessen Geschichte und Kultur noch wenig erforscht ist, ge-

wesen ist, steht Boghazkoi und seine Umgegend im Mittelpunkt allgemeinen Interesses. Windler hatte mit geringen, auf privatem Wege aufgetriebenen Mitteln sehr erfolgreiche Grabungen ausgeführt. Sie hatten bei der Freilegung des größten Kastells, des sogenannten Wüjüf-Kale, ein ganzes Archiv von höchst interessanten Tontafeln, Briefen, Verträgen, Urkunden in babylonischer und hettitischer Sprache ans Licht gebracht, die nur an den über die frühen Beziehungen von Nordasien zu Aegypten so helles Licht verbreitenden Funden von Tel Amarna eine Analogie haben. Ueber die Stadtanlage, die topographischen Probleme, die sich an derlei Städten knüpfen, waren nur geringe Aufschlüsse gewonnen worden. Es ging schon aus dem Befund der Ruinen hervor, daß die Hauptstadt des Landes Hatti ein großes Gebiet umschloß, daß mehrere befestigte Höhen (Kales) den Ort schützten, die durch starke Mauern miteinander und untereinander, so mehrere Befestigungsabschnitte bildend, verbunden waren. Zwei Stadttore waren aufgedeckt worden, das eine flankierten hohe Steinpfeiler, auf welchen im Flachrelief zwei ungeheure Löwen dargestellt waren. Windler hat nun seine Grabungen in diesem Jahre fortgesetzt, auch das Deutsche Archäologische Institut hat an den Untersuchungen teilgenommen. Windlers Tätigkeit ist wieder von großem Erfolge begleitet gewesen. Bei der weiteren Untersuchung des großen Kastells fanden sich noch an etwa 500 Tontafeln. Der Name Hattusil des Königs der Hettiter kehrt wieder, er ist der Sohn Supululumas. Die Stadt nennt sich Hatti, gleichlautend mit Land und Volk der Hatti. Für die Sprache sind einige neue Elemente erkannt worden. Die bekannte große Felseninschrift mit Reliefs von Jasil-Kaja scheint einen Vertrag mit den Königen von Babylonien darzustellen. Die archäologische Untersuchung legte bei dem Wüjüf-Kale die Reste von zwei offenen Versammlungsplätzen frei, wo ebenfalls Felsenbilder zum Vorschein kamen. Dargestellt werden Krieger mit spitzer Mütze und langem Gewande, Hofsleute mit Schleppländern, Große, die Kriegsgefangene am Nacken führen, ein König, der auf einem Löwen einherreitet und welchem Leibwächter folgen. Anderswo werden auch weibliche Gestalten dargestellt, die mit vornehmen Gewändern angetan, spitze Mützen und Ohrringe tragen. Im ganzen sind fünf Gebäude teils ausgegraben, teils im Grundriß festgestellt worden. Das meiste Interesse nimmt im Süden der Stadt ein Bauwerk in Anspruch, dessen Ausdehnung eine ungeheure zu sein scheint und das durch seine zahllosen Säulchen auffällt. Es ist dies zweifellos ein großer Palast. Um das Gebäude herum liegt das Terrain höher. Ein Eingang wird von einem Außentore der großen Stadtmauer direkt erreicht. Hier öffnen sich ungeheure Abgründe. Große Sphingengestalten wurden an mehreren Stellen gefunden, auch als Wächter vor den Gängen. Von den Stadtmauern sind größere Teile freigelegt worden. Steinerne Treppen führen zu ihnen hinauf. Einige hier stehende Gebäude scheinen durch Feuer zerstört worden zu sein. Dasselbst fanden sich große Tonbehältnisse, die Menschenknochen enthielten. Möglicherweise sind dies Gräber gewesen, da sich solche anderswo und in irgendeiner anderen Form bisher nicht finden ließen. Neben Boghazkoi nimmt östlich von Kaijarich der Ort Kara-Gül großes Interesse in Anspruch. Auch hier hatte Windler im sogenannten Kül-Tepe hettitische Tontafeln gefunden. In diesem Jahre hat man nun mit dem Abtragen der Schuttmassen, die die Stätte bedecken, begonnen. Hier stieß man auf einen Tempel geradezu pelagischer Bauart, von riesengroßen Steinen. Auf den Parastäben des äußeren Tores sind Sphingen von 2 Meter Höhe in ägyptischer Art dargestellt. Um dieses Bauwerk herum befinden sich noch mehrere ähnlich gearbeitete Flachreliefs, geflügelte Stiere, Krieger, Zitherspieler, Opfernde und ähnliche Darstellungen aus dem Leben der Hettiter. Im Tempel selbst und auch an anderen Stellen sind weitere Kunstwerke dieser Art zum Vorschein gekommen, allein ihr Zusammenhang läßt sich vor Beendigung der Ausgrabungen noch nicht erkennen. Zum Schluß wurden einige große Steinplatten entdeckt, auf welchen Szenen einer Wildschweinjagd im Relief erscheinen, Elefanten, die von auf Bäumen lauernden Schützen erlegt werden und dergl. Ferner stieß man auf einen langen unterirdischen Gang oder Kanal mit Steinverkleidung und spitzer Decke, der aus dem Orte herausführt und einen Notausgang gebildet haben mag. Die hettitischen Altertümer eröffnen nun eine Reihe neuer Untersuchungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte. Das bisher gesammelte Material reicht noch bei weitem nicht aus, um einen Ueberblick zu gewähren; es werden auf dem Wege der Grabungen noch weitere Aufschlüsse zu suchen sein, ehe über die grundlegenden Fragen, die die letzten Untersuchungen angeregt haben, genügend Klarheit geschaffen werden kann.

Aus dem Tierreich.

Die Zucht von exotischen Bierfischen. Die Farbenpracht von Pflanzen und Tieren nimmt im allgemeinen nach dem Süden hin zu und erreicht in den tropischen Ländern ihre Höhe. Da nun diese äußeren Eigenschaften sehr dazu beitragen, die Lebewesen bei den Menschen beliebt zu machen, so ist es natürlich, daß gerade solche Tiere und Gewächse die Pfleglinge unserer Züchter geworden sind. Unter den Tieren bietet der Goldfisch das bekannteste Beispiel, doch hat seine Züchtung in anderen Ländern und in späteren Zeiten kaum die hohe Vollkommenheit übertraffen, die sie schon seit Jahrhunderten in seiner chinesischen

Heimat erreicht hatte. Außerdem hat die Vorliebe für Goldfische bereits etwas nachgelassen. An ihre Stelle ist eine Anzahl anderer eigentlicher Tropenfische getreten, deren Zucht freilich mehr Aufmerksamkeit verlangt und mehr Mühe macht, weil die Gewässer im Freien in unserem Klima durchweg nicht warm genug für diese verwöhnten Ausländer sind. Ziemlich gibt es, wie Wilhelm Rolle in der „Allgemeinen Fischereizeitung“ hervorhebt, noch eine ganze Anzahl fremder Fische, die sich auch in Tümpeln und kleinen Teichen bei uns fortpflanzen, sich auch an einige unserer Wasserpflanzen gewöhnen würden. Hier ließe sich noch manche lobnende Zucht einführen, der bisher kaum Beachtung geschenkt worden ist. Zunächst empfiehlt Rolle einige Arten der sogenannten Maulbrüter oder Fruchtträger, die ihren Namen von der ungemein merkwürdigen Gewohnheit haben, ihren Laich bis zum Auskriechen der Jungen im Maul zu beherbergen. Diese Fische, namentlich von der Gattung Chromis, bringen eine unglaubliche Menge von Jungen hervor und stehen dabei so hoch im Preise, daß ein Züchter einen recht bedeutenden Gewinn erwarten kann. Erst in neuerer Zeit bekannter geworden ist der Chanquito aus Brasilien, der wegen seiner überaus reichen, wenn auch nicht gerade brillanten Färbung wohl geeignet ist, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er ist übrigens ein naher Verwandter der Chromis und zeichnet sich namentlich durch die Form und Länge seiner Flossen aus, die abwechselnd rot, schwarz und gelb gefärbt sind. Außerdem ist er leicht zu ernähren und muß nur vor fischfeindlichen Käfern, namentlich dem verhassten Gelbrand geschützt werden. An Glanz der Erscheinung wird der Chanquito freilich noch weit übertroffen durch die sogenannten Schleierfische, da namentlich die Schleierschwänze eine Entwidlung der Flossen erreichen, wie sie in Form und Farbe eigentlich nur mit dem Gefieder tropischer Vögel oder mit den großen Blütenblättern mancher Tropenpflanzen verglichen werden können. Größere Aufmerksamkeit mit Rücksicht auf die Temperatur des Wassers und seine Beschaffenheit mit Pflanzen verlangt die große Familie der Zahnkarpfen, die gerade jetzt in der Mode sind, hauptsächlich wohl wegen ihrer sonderbaren Körperform. Zu den eigentlichen Karpfen gehört die Familie der Barben, die gleichfalls viele entzückende Fische einschließt, darunter den höchst eleganten Danio. Die Zucht macht freilich deshalb etwas mehr Schwierigkeit, weil diese Fische ihrer Brut nicht nur keine Pflege angedeihen lassen, sondern sie häufig selbst auffressen. Schon durch seinen Namen ausgezeichnet ist endlich der Paradiesfisch oder Großflosser, der außer durch seine geradezu riesenhaften Flossen — die Schwanzflosse ist reichlich dreimal so breit wie der Körper — durch seine Farbenpracht auffällt. Von diesem Fisch sind Exemplare gezüchtet worden, die in der Mannigfaltigkeit und Anordnung der Farben schwer zu beschreiben sein würden. Man braucht nur zu erwähnen, daß an ein und demselben Fisch die Brustflossen dunkelblau mit glänzend rotem Hauptstachel, die Schwanzflosse braunrot und die Rückenflossen braun mit verschiedenen Schattierungen sind.

Humoristisches.

— Volles Verständnis. Ein Astralarforscher schildert die Leiden des Durstes in der Wüste. Da wird Herr Wampel ohnmächtig; deshalb will ersterer den Vortrag schließen. Man ruft ihm zu: „Ach was, wegen eines Zuhörers, fahren Sie doch fort!“ — „Ja, aber, meine Herren, der hat mich am meisten verstanden!“

— In der Gemeinderatssitzung. Vorsitzender (zum neuen Mitglied): „Halt, Nagelbauer, das gibst hier nicht; wenn Du mit der Faust auf den Tisch hauen willst, dann hast Du erst ums Wort zu bitten!“

— Spezialisten. „Herr Kollege, können Sie mir vielleicht etwas Näheres über das Seelenleben der Weichtiere sagen?“ — „Bedauerer sehr, aber ich besahe mich ausschließlich mit dem Studium des Zahlensinnes der brasilianischen Nachtsknechtchen!“
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Vorhng-Theater. Die Wiedereröffnung des Vorhng-Theaters unter der neuen Direktion von Max Garrison findet den 28. d. M. mit „Undine“ statt. Die musikalische Leitung liegt in den Händen des Kapellmeisters Grimm.

— „Die Einzige“, eine dreiaktige Tragikomödie von G. v. Gumpenbergr, in der ein Haremsproblem erprobt wird, hatte im Leipziger Stadt-Theater nur geringen Erfolg.

— Gorki und die russische Revolution. Ein amerikanischer Schriftsteller Mc Grath, der Gorki auf der Insel Capri besucht hat, macht Mitteilungen über Gorkis Einnahmen und die Art wie er sie verwendet. Danach hat Gorki das letzte Jahr nicht weniger als 400 000 R. an Honorar für seine Schriften eingenommen, und von diesem Betrage hat er etwa 360 000 R. an die Fonds der russischen Revolutionäre abgegeben. Ob diese Ziffern im einzelnen stimmen, vermögen wir nicht zu kontrollieren. Aber daß Gorki die Früchte seines Talentes nicht zur individuellen Bereicherung, wie fast ausnahmslos alle Künstler, verwendet, sondern sie den großen Zielen zuwendet, für die er mit allen Fasern glüht, ist uns wohl bekannt.